

Michael Salewski, *Geschichte Europas. Staaten und Nationen von der Antike bis zur Gegenwart*. München 2000, C. H. Beck, 1250 Seiten, 78 DM.

Eine *Geschichte Europas* von ihren antiken Anfängen bis auf den heutigen Tag zu schreiben stellt ohne Zweifel ein wissenschaftliches Wagnis dar. Diese Feststellung gilt umso mehr, als sich der Autor nicht allein auf die Darstellung der Haupt- und Staatsaktionen zwischen den Perserkriegen des Altertums und den Weltkriegen des vergangenen Säkulums beschränkt. Gekonnt versteht er es vielmehr, die große Politik der Regierenden zu betrachten und darüber die kleine Welt der Regierten nicht zu vergessen: Die gesellschaftlichen Verhältnisse und das anonyme Schicksal der Massen, Wissenschaft, Kunst und Kultur, Lust und Last des Alltäglichen gehören ganz selbstverständlich zu den Interessen eines Historikers, der den lähmende Langeweile signalisierenden Geßlerhut der Theorie grußlos links liegen lässt und stattdessen durch zündende Ideen und analytische Kraft besticht. Damit ist angedeutet, warum Michael Salewski sein

Experiment bravourös bestanden hat, nämlich eine Geschichte Europas zu verfassen, die Alt- und Mittelalter nicht als schiere, in der Regel kurz gefasste Vorgeschichte der Neuzeit begreift, sondern die drei Elemente gleichberechtigt nebeneinander stellt und nacheinander erzählt. Der Autor beherrscht die Forschung, besitzt Erudition und verfügt über die Gabe der Darstellung. Weil er angesichts seiner Vertrautheit mit den Details das Gesamte nicht aus dem Auge verliert, weil Spezialwissen sein Re-

seus deutet, „etwas von jener europäischen Vernunft..., die den Kontinent in den nächsten viertausend Jahren ganz wesentlich von allen anderen Kulturen und Kontinenten unterscheiden sollte“. Im Denken der Griechen, „in Konkurrenzen, verknüpft mit einem ständig wachsenden Selbstbewusstsein und der Überzeugung, ‚souverän‘ sein und bleiben zu wollen“, erkennt er Ursprünge jener spezifischen Unabhängigkeit europäischer Gemeinwesen, die Konflikte und Kämpfe in sich bergen. Und dass die Demokratie der Griechen „mit Friedfertigkeit wenig zu tun hat, ja Kriege geradezu befördern kann“, demonstriert Salewski bis zum Unwiderrückbaren plausibel an der Biografie des Staatsmanns und Strategen Perikles; nachdenklich setzt der Autor hinzu: „Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts scheint sich als Regel herauszuschälen, dass Demokratien als solche friedlich sind und keine Angriffs-kriege entfesseln – aber was sind schon fünfzig Jahre?“ Und schließlich zieht er aus seiner Auseinandersetzung mit der griechischen Geschichte, nicht zuletzt mit der Tragödie des Peloponnesischen Krieges, die bis in

gelesen

flexionsvermögen nicht behindert, weil Einzelheiten und Stoff nicht ängstlich behandelt, sondern kraftvoll geordnet werden, gelingt es ihm, eine „Weltgeschichte Europas“ (Hans Freyer) vorzulegen, die aus weit mehr besteht als nur aus Analytik und Kausalität: Salewskis Werk bietet eine Morphologie der europäischen Geschichte von der Antike bis heute, deren Grundmuster über sich hinausweist und dem Leser Welterklärung bietet.

Bereits in den kretischen Anfängen Europas entdeckt der Verfasser, wenn er die Sage von Ariadne und The-

die europäische Neuzeit hinein gültige Konsequenz: „Das Schicksal Griechenlands bewies eindrücklich, dass es in erster Linie das Faszinosum der politischen Macht ist, welches den Gang der Geschichte bestimmt. Um Machtstellung *pur et simple* war es in diesem generationenlangen Ringen wesentlich gegangen, nicht um irgendwelche Handelsrivalitäten oder existenzielle ökonomische Interessen. Diese Erfahrung sollte sich in der europäischen Geschichte immer wieder bestätigen, gerade deswegen war sie so blutig und unvernünftig, so dramatisch und tragisch.“

Allein, zum griechischen beziehungsweise hellenischen Erbe gehören neben der agonalen Streit- und Konfliktkultur auch die Idee des allgemeinen, des panhellenischen Friedens, der *koiné eiréne*, deren pazifistische Spur in die Zukunft weist, und der von kaum einem anderen als von Alexander dem Großen identischer verkörperte Traum vom Weltreich, der den prinzipiellen Gegensatz beschreibt zur Zukunft der europäischen Vielfalt, der mittelalterlichen *gentes* und *patiae* beispielsweise oder der neuzeitlichen Staaten und Nationen.

In den Jahrhunderten dazwischen, gleichsam von Ewigkeit zu Ewigkeit existent, betrachtet der Autor, im historischen Detail und im geschichtlichen Zusammenhang, mit Lupe und Fernrohr sozusagen, Rom: Rom als Republik und Weltreich, als Prinzipat und Imperium, als unverrückbares Phänomen *sui generis* und als transitorisches Gebilde zum so genannten Mittelalter. Gefesselt wird der Leser durch Salewskis Porträts der *dramatis personae* auf den Brettern der Bühnen Roms, die tatsächlich die Welt bedeuteten: Caesar, ein aus Dynamik zusammengesetzter Machtmensch, aber zugleich ein Mann, „dessen Leidenschaften hell aufloderten und alles bloß rationale Kalkül zuschanden werden lassen konnten. Octavian (dagegen) war kalt wie ein Fisch, seelisch unverwundbar, vongeradezu spießbürglerlicher Moral, ein *homo politicus*, nichts sonst, dies aber perfekt.“ Und nicht zum Geringsten Cicero, „der mit seinen Reden gegen Catilina nicht Weltgeschichte, aber Weltliteratur gemacht hat“ und ohne den es „beispielsweise keine Renaissance, keinen Petrarca, keinen Erasmus (hätte) geben können.“

Je weiter die Geschichte des weltbeherrschenden Roms voranschreitet, desto intensiver untersucht Salewski den sich bemerkbar machenden Paradigmenwechsel der Religion: Denn „bisher waren immer nur Menschen Gott geworden, jeder Kaiser wurde es“. Jetzt behaupteten die Christen, „dass Gott Mensch geworden sei“ – die Herausforderung an das Hergestellte konnte kaum grundsätzlicher ausfallen. Etappenweise verabschiedete sich die weltliche Macht im Westen des Reiches, und an ihre Stelle trat die geistliche. „Es kommt wohl nicht von ungefähr“, resümiert Salewski diesen schwer überschaubaren Vorgang einer welthistorischen Metamorphose, „dass wie in einem System kommunizierender Röhren dem Niedergang der weströmischen Kaiserherrlichkeit der Aufstieg des Papsttums entspricht.“ Dennoch, „der Bruch zwischen der ‚heidnischen‘ und der ‚christlichen‘ Geschichte war in der religiösen Wirklichkeit des frühen vierten Jahrhunderts weit weniger dramatisch, als es die spätere Legende behauptete“. Das hatte, nicht zuletzt im Hinblick auf die intensiv dargestellte Geschichte des oströmischen beziehungs-

weise byzantinischen Reiches, auch damit zu tun, dass es in der Regel lange dauert, „bis ein Weltreich zugrunde geht“, wie der Autor, schicksalsbewusst und zuversichtlich in einem, feststellt. Die Spannung zwischen *regnum* und *sacerdotium*, zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft, in allen ihren Schattierungen „vom Erhabenen bis zum Bös-Banalen“, gilt von nun an als Kardinalproblem der mittelalterlichen Welt; Reichsgedanke und Teilungspraxis gehören zu ihrer Signatur. „Mit Barbarossa“, urteilt Salewski, „wurde die deutsche Geschichte zum ersten Mal in langfristiger Perspektive mit dem Odium des Hegemonieverdachtes belastet“; und diese Tatsache hing nicht eben unwesentlich, sondern geradezu konditionell damit zusammen, dass sich das Europa der Kirche, der Einheit, inzwischen zum Europa der Nationen, der Vielfalt, zu entwickeln begann. In diesem Sinne nähert sich der Autor von ganz unterschiedlichen Blickwinkeln aus immer wieder einem Ereignis, einem Ort, einem Tag, der für die Nationalstaatsbildung Frankreichs und Englands symbolisch geworden ist – der Schlacht von Bouvines: Am

27. April 1214, einem Sonntag, besiegte der französische König Philipp II., der von da an den Beinamen „Augustus“ trug, Johann ohne Land von England: „Beide Länder waren durch den Sonntag von Bouvines gleichsam zu sich selbst gekommen; Frankreich triumphierend, England in der Bewältigung der Niederrlage.“

Doch weit über das Handeln der weltlichen und geistlichen Herrscher hinaus spürt Salewski den mittelalterlichen Mentalitäten nach und gibt zu erkennen, wie sich aus endzeitlicher Angst wissenschaftlicher Erklärungsbedarf entwickelte, weil der Glaube an Gott, an die Heiligen und an das ewige Leben, weil Gehorsam gegenüber Papst und Kirche den furchterfüllten Kreaturen allein nicht mehr zu genügen vermochten. Und er versäumt auch nicht, im säkularen Zusammenhang auf verpasste Chancen der mittelalterlichen Entwicklung zu verweisen, wenn er mit unverkennbarer Sympathie für das in der Geschichte nicht zum Zuge Gekommene klagt: „Aber dieses Europa wollte die Chance nicht erkennen, die die islamisch-christlich-jüdische Synthese nicht nur in der Theorie, sondern

über mehrere Jahrhunderte in der historischen Praxis geboten hatte. Willig kehrten die Kronen Spaniens in die römische Kirchenordnung zurück, nach und nach verblassten die Erinnerungen an die Toleranz der beiden Kulturen auf spanischem Boden; was schließlich vom Islam hier übrig blieb, aber wurde zur bloßen Touristenattraktion, zum schönen Schein.“

Indes, die neue Welt, die sich in Europa im Übergang vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert entfaltete, war, was derlei hebre Ziele angeht, nicht besser als die vergangene. Zu verwundern vermag das nicht, wurden die Plagen der Zeit doch kaum geringer. Gefahr drohte, von den verheerenden Pestwellen ganz abgesehen, den Menschen vor allem durch Anarchie und Krieg: „Nur die Macht des Staates...“, so lautet die überzeitliche Einsicht des Autors in die Unverzichtbarkeit staatlicher Existenz, „konnte den Untertanen Frieden sichern, deswegen musste der Staat stark sein, seine Stärke demonstrieren können, jederzeit bereit, Angriffe auf die Untertanen abzuwehren.“ Mit anderen Worten: Staatlichkeit abzbauen heißt Kriegsgefahr zu erhöhen – den Krieg der In-

dividuen und Bürger untereinander, den Krieg der Völker und Staaten gegeneinander. Dass die verheißungsvolle Idee von einem alles in Frieden und Wohlfahrt regelnden Markt diesen ehernen Mechanismus der Geschichte außer Kraft setzen könnte, erweist sich nach aller historischen Erfahrung, verführerisch und gefährlich zugleich, als ein Spukgebilde. Gemeinwesen, die sich solchen Sirenen tönen überlassen, können allzu leicht in „giftiger Geldwirtschaft“ (Ludwig Börne) verkommen, werden auf Dauer ihre Freiheit und Unabhängigkeit, ihre Würde und ihr Recht verlieren.

So jedenfalls lautet eine der Lehren, die sich aus Salawskis großer Geschichte Europas ziehen lassen, einer Geschichte Europas, zu der ihr Autor mit nicht erlahmender Beweisführung auch Russland zählt, obwohl römische Kirchlichkeit und protestantische Reformation, Renaissance und Aufklärung, kapitalisti-

sche Tradition und demokratisches Ideal die Wege seiner Entwicklung kaum markiert haben. Alles in allem: Zwischen Humanismus und Holocaust, zwischen Gleichgewicht und Hegemonie, zwischen Kultur und Barbarei, zwischen Weltbürgertum und Chauvinismus entwirft Michael Salawski ein Panorama der europäischen Neuzeit, das seinesgleichen sucht: vom Weltreich Karls V. und dem Spanien Philipps II. über das Frankreich Ludwigs XIV. und das Empire Napoleons bis hin zum Deutschland Wilhelms II. und dem „Dritten Reich“ Hitlers, dessen ruinöses Desperadotum schließlich in einem historischen Großverbrechen endete und in Stalins totalitärer Despotie den bis aufs Blut verfeindeten Zwilling fand. Als die Vereinigten Staaten am 6. April 1917 in den Ersten Weltkrieg eintraten, endete die ebenso großartige wie abstoßende Dominanz der Europäer über die Welt mit unwideruflicher Gültigkeit – so je-

denfalls stellt es sich im mitleidlos nüchternen Urteil des Autors dar: „Amerika nahm Europa seine bisherige Weltmachttrolle ab. Der Kontinent hat von diesem Moment an seine grandios-schreckliche Souveränität verloren, er würde sie niemals wiedergewinnen.“ Wenn sich die alte, längst arg in die Jahre gekommene Welt unter dem Zwang der Verhältnisse in der zweiten Hälfte des zu Ende gehenden zwanzigsten Jahrhunderts anschickt, ihre Einheit stärker zu beachten als ihre Vielfalt, so wird sie dennoch mit ihrem ganz spezifischen Erbe auskommen müssen, wonach das Europäische an Europa seine Nationen sind. Bleibt zu hoffen, dass Reinhold Schneiders Einsicht obsiegen möge, die der fromme Schriftsteller in die Worte fasste, Europa sei „ein Bündel widerstreitender Kräfte, freilich (müsste) das fesselnde Band stärker sein als der Widerstreit“.

Klaus Hildebrand